

#3 »Mikrokosmos der Evolution«: die Grammatik von Krisen studieren

Die Krise ist sowohl ein Aufdecker als auch ein Auslöser.

Edgar Morin

Die Sozialwissenschaften verfügen über reale Ressourcen zur Bewältigung der gegenwärtigen Krise in ihrer Komplexität und historischen Tiefe.

Michel Wieviorka

Im Zusammenhang mit Corona (und nicht nur in diesem Zusammenhang) ist das Wort *Krise* schnell zur Hand, ohne dass damit etwas Bestimmtes gemeint wird. Es ist ein Begriff, der so inflationär verwendet wird, dass er kaum noch eine Aussagekraft hat. Wir müssen uns deshalb mit diesem Wort beschäftigen, das uns so selbstverständlich und angemessen erscheint, dass wir seinen Sinn gar nicht mehr zu ergründen suchen.

Im alltäglichen Gebrauch wird Krise meist zur Formel für eine Störung, dafür, dass irgendetwas im System schief läuft. Das ist nicht falsch, drückt aber isoliert genommen mehr die eigene Ratlosigkeit aus, als dass es ein Schritt zu einer Analyse ist. Damit lässt sich noch nicht viel anfangen. In einem Text, den er vor über 40 Jahren, nämlich 1976, veröffentlicht hat, plädiert der französische Philosoph und Soziologe Edgar Morin hingegen dafür, Krisen systematisch zu studieren und somit eine eigene Forschungsrichtung *Krisologie* zu schaffen. Auch wenn sich sein Vorschlag nicht durchgesetzt hat, sind seine damaligen Reflexionen doch so treffend und wirken so aktuell, dass wir einen Moment bei ihnen verweilen wollen. Morin bietet uns das, was ich eine *Grammatik der Krise* nennen möchte – ein komplexes Geflecht von Beziehungen und Regeln, das sichtbar macht, wie das System funktioniert und

welche Möglichkeiten sich uns damit eröffnen. Die *Grammatik* erlaubt eine ganzheitliche Betrachtung, um die Coronakrise zu verstehen, wie uns auch umgekehrt Corona dazu anhält, ganzheitlich an Dinge heranzugehen und den größeren Kontext immer wieder herzustellen. Das macht die Analyse komplex, und Komplexität ist auch das Schlüsselwort von Morins Krisentheorie.

Der erste Ausdruck jeder Krise ist tatsächlich eine unabwendbare Störung im System, die es verunmöglicht, so weiterzumachen wie bisher. Die rasch steigende Zahl an Ansteckungen mit dem Virus samt den tödlichen Folgen war diese originäre Störung. Aber damit sind wir noch nicht beim eigentlichen Problem. Jede Gesellschaft hat ein Gesundheitssystem, um mit Krankheiten und auch Epidemien fertig zu werden. Doch diese Systeme konnten, so wie sie aufgestellt waren, die Epidemie nicht wirksam bekämpfen. Das heißt, die Regelungen, die bislang ähnliche Probleme gelöst haben, greifen nicht mehr. Aus einer äußeren Störung wird eine innere Störung des Systems, also seiner Mechanismen, die das Gleichgewicht wiederherstellen sollten. Damit entsteht das Dilemma, dass die bisherigen Möglichkeiten, den weiteren Ablauf vorherzusehen und entsprechend zu planen, schwinden. »Wir fahren auf Sicht«, war eine beliebte und auch sehr treffende Formulierung von Politiker*innen besonders zu Beginn der Krise. Somit tritt eine Deregulierung des Gesamtsystems ein.

»Je tiefer die Krise ist, desto mehr muss man den Knoten der Krise in etwas suchen, das tief liegt und dem Dispositiv der Regulierung verborgen ist.«
(Morin 1976: 157)¹

Deswegen sind in der Coronakrise alle jene Länder im Vorteil, deren Regierungen diese Krisensituation möglichst früh als solche akzeptieren und sich auf ihre Ungewissheit einlassen, indem sie genau studieren, was passiert. Manche Länder hatten Erfahrungen mit ähnlichen Pandemien und konnten daher teilweise adäquater reagieren als andere. Auch sie entgingen den durch die Krise ausgelösten Ungewissheiten nicht, waren aber besser darauf eingestellt, mit Ungewissheiten umzugehen. Und das meint viel mehr als bloß die Unvorhersehbarkeit des Krankheitsverlaufs selbst:

»Die Menschheit macht – voller Angst, Leid und Ratlosigkeit – eine völlig neue Erfahrung. Wir stellen konkret fest, dass jene Theorie vom ›Ende der

1 Alle fremdsprachigen Passagen werden in diesem Buch in eigener Übersetzung wiedergegeben.

Geschichte« ein Trugschluss ist... wir entdecken, dass die Geschichte tatsächlich unvorhersehbar ist. Wir sind mit einer rätselhaften Situation konfrontiert. Beispiellos.« (Ramonet 2020)

Anders gesagt: Das Virus hat die Krise ausgelöst, doch das Virus selbst ist nicht die Krise. »Die Coronakrise ist die Krise einer Lebensform«, wie es die Berliner Philosophin Rahel Jaeggi formuliert. Sie spielt damit auf die Ursachen der Pandemie ebenso an wie auf unser Verhalten in der Pandemie.

Jede Krise ist eine Zeit der Beschleunigung, der Verbreitung, ja der *epidemischen* Entwicklung – sie enthält ein stark dynamisches Element: »Man kann die Krise nicht auf die Idee eines inneren Konflikts eines Systems reduzieren, sondern sie trägt die Möglichkeit, die Verbreitung, die Vertiefung, die Auslösung von Konflikten in sich.« (Morin 1976: 158)

Eben deshalb bewirkt die Krise aber auch eine Mobilisierung der intellektuellen Energien:

»Die Krise hat also immer auch einen Aspekt des Aufwachens. Sie zeigt, dass das, was selbstverständlich war, was funktional, wirksam schien, zumindest Schwachstellen und Fehler aufweist. Daher das Auslösen einer Forschungsanstrengung, die zu einer bestimmten Technik, Erfindung, zu einer juridischen oder politischen Formel führen kann, die das System reformiert und die zu einem integralen Bestandteil seiner Reorganisationsmechanismen und -strategien wird...« (Morin 1976: 159)

In der Corona Krise wurde das nicht nur in den zahlreichen und konzertierten Bemühungen sichtbar, das Virus zu studieren und an Gegenmitteln zu arbeiten. Bewundernswert ist die transnationale medizinische Kooperation, der es zu verdanken ist, dass das Virus so schnell identifiziert werden konnte. Ebenso wichtig sind aber auch die breiten intellektuellen Debatten über tiefere Ursachen, soziale Folgen und Politiken der Bekämpfung der Covid-19 Krankheit.

»Jede Krise setzt daher intellektuelle Anstrengungen frei, das Erstellen von Diagnosen, Korrekturen eines unzureichenden oder fehlerhaften Stands der Kenntnisse, die Anfechtung einer etablierten oder heiligen Ordnung, die Innovation und Schaffung von Neuem...« (Morin 1976: 159)

Die Kehrseite ist allerdings, dass die Krise auch allerlei Mystifikationen befördert, magische Ideen hervorbringt, Wandersagen von Verschwörungen und archaische Riten wiederbelebt. Man sucht nach Verantwortlichen, man möch-

te das Übel *ausrotten*, indem man *Schuldige* opfert – uralte und gefährliche Verhaltensweisen. Bei der Suche nach den Ursachen der Krise gibt es also zwei antagonistische Positionen – die einen möchten die Wurzel des Problems erkunden, die anderen den Sündenbock opfern, und da kommt es zu einer Vervielfachung imaginärer Schuldiger, meist Marginalisierte und Minderheiten. Auch dafür hat Corona manchen Beleg geliefert – und zwar in allen Ländern. Eine ›optimistische‹ Variante dieser Mystifikationen sind auch die übergroßen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, auf ein endgültiges *Ende der Geschichte*, messianische Heilserwartungen.

Die Komplexität der Krise liegt darin, dass sie nicht nur Störung, Unordnung und neue Antagonismen hervorruft, sondern in ihrer Ambivalenz sowohl die Kräfte des Lebens wie die Kräfte des Todes stimuliert, magisch-rituelle Prozesse ebenso auslöst wie positive kreative Prozesse – und all das nie fein säuberlich getrennt, sondern gemischt, in einander verstrickt und in gegenseitiger Auseinandersetzung – mit unvorhersehbaren Ergebnissen. Das bietet wiederum neue und unerwartete Chancen, wobei es insbesondere auch Minderheiten und einzelnen einen erhöhten Handlungsspielraum eröffnet:

»In einer normalen Situation erlaubt die Vorherrschaft von Determinismen und Regelungen ein Handeln nur innerhalb der extrem engen Grenzen und der Richtung dieser Determinismen und Regelungen. Die Krise hingegen schafft neue Voraussetzungen für das Handeln [...]. Sie schafft günstige Bedingungen für den Einsatz kühner und innovativer Strategien, die das begünstigen, was den eigentlichen Charakter jedes Handelns ausmacht: die Entscheidung zwischen verschiedenen möglichen Verhaltensweisen oder Strategien.« (Morin 1976: 160-161)

Ein bleibender Eindruck der Coronakrise (oder ihrer ersten Welle) in Europa war, wie schnell und entschlossen politische Entscheidungen gefällt wurden. Ohne dass sie wirklich überwunden wären, wurden doch alle Dogmen der neoliberalen Ideologie über Bord geworfen. Finanzielle Förderungen, die gerade auch die Schwachen und Schwächsten unterstützen sollen, wurden beschlossen. »Koste es, was es wolle« wurde zum Wahlspruch und löste die ›Tugend der Austerität‹ ab, eine heilige Kuh des Neoliberalismus. In bisher autoverseuchten Großstädten wie Paris oder Berlin, Budapest oder Wien entstanden Pop-up Radwege (auch »Corona-Radwege« genannt).²

2 Der Impuls für die jetzige weltweite Radwegewelle kam übrigens aus der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá, während in den USA schon seit einigen Jahren ähnliche

Wenn die Krise auch das Potential zu einer qualitativen Weiterentwicklung in sich trägt, so bedeutet das keine Garantie, denn ebenso ist eine Rückkehr zum Status Quo möglich. Aber die pessimistische Ansicht, dass als Ergebnis der Krise notwendigerweise alles wieder so sein wird, wie es vorher war, ist keineswegs zutreffend. Allerdings darf man sich auch die Weiterentwicklung nicht geradlinig vorstellen:

»Wir müssen uns ein für alle Mal von der Vorstellung verabschieden, dass die Entwicklung ein [...] kontinuierlich fließender Prozess ist. Jede Entwicklung wird immer aus Ereignissen bzw. Zufällen geboren, aus Störungen, die zu Abweichungen führen, die wiederum zu einem Trend werden, der innerhalb des Systems in Antagonismus gerät und zu mehr oder weniger dramatischen oder tiefgreifenden Desorganisationen/Reorganisationen führt. Die Weiterentwicklung kann daher als eine Reihe von quasi-kritischen Desorganisationen/Reorganisationen aufgefasst werden.« (Morin 1976: 162)

Jetzt wird auch besser verständlich, warum angesichts von Corona so viele Grundfragen unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens aufgeworfen werden. Dies liegt nicht an der Natur des Virus, sondern an der Art und Weise, wie diese Bedrohung unser gewohntes Leben durcheinandergewirbelt hat, auf persönlicher wie auf gesellschaftlicher Ebene, im Lokalen ebenso wie in der internationalen Politik: »Die Krise ist also ein Mikrokosmos der Entwicklung. Sie ist eine Art Labor sozusagen zur Untersuchung von Entwicklungsprozessen in vitro.« (Ebd.)

Jede Krise ist eine Herausforderung, komplexer zu denken, als wir es gewohnt sind. Dies gilt auch für die subjektive Seite, der wir uns nun zuwenden wollen. Es geht – im Sinne der Komplexität – darum, nicht nur unser Krisenverhalten zu beobachten, sondern auch unsere Krisenverhaltensmuster zu reflektieren.

Aktivitäten zu verzeichnen waren. Vgl. taz, 2.5.2020, <https://taz.de/Neue-Radwege-du-rch-Coronakrise!/5681083/>.

